An Zinses Statt

Autor(en): **Knobel, Betty**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 19

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-671189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stocke spazieren zu gehen und vor demselben spazieren zu fliegen; denn daß sie die Eier sollten ausbrüten helfen, ist vermutlich eine Fabel. Glücklicherweise bilden diese Verehrer in einem wohleingerichteten Bienenstaate bei weitem die Minderzahl; es sind ihrer nicht so viele Hundert als der Arbeiter Tausend; ja, wenn es dem Winter zu geht und die Nahrung knapp wird, machen die Arbeiter wenig Umstände und stechen die Fresser, denen kein Stachel zu Hilfe kommt, samt und sonders tot. Es legt also die Königin ordentlicherweise zweierlei Eier, männliche und weibliche; denn die Eier, aus welchen Königinnen hervorgehen, sind — ein bürgerfreundliches Naturspiel! — von denen, aus welchen gemeine Arbeitsbienen werden, ursprünglich nicht verschieden; sondern nur die kleinere oder größere Zelle, in welche das Ei gelegt wird, gleichsam der Raum der Wiege, bestimmt den Unterschied. Auch für die Drohneneier ist eine Anzahl größerer Zellen als für die Arbeitsbienen, obwohl kleiner als die königlichen, bereit; sollen Drohneneier in Arbeiterzellen Raum für ihre Entwicklung finden, so muß dadurch nachgeholfen werden, daß deren gewöhnlich flacher Deckel mit einer Wölbung oder einem Buckel versehen wird. Wenn nun in einem Stocke die für Arbeiterbrut bestimmten, sonst flach gedeckten Zellen solche gewölbte Deckel zeigen, so heißt der Stock buckelbrütig, und das ist dann freilich ein schlimmer Umstand. Es heißt nämlich nichts anderes, als daß in einem Bienenstaate (durch Untüchtigkeit der Königin, die nur Drohneneier legen kann) nur noch Verzehrer und keine Arbeiter und Erwerber mehr nachwachsen, gerade, wie wenn es in einem Menschenstaate nur noch Prinzen, Junker und Beamte, aber keine Bürger und Bauern mehr geben sollte, wobei ein Ende mit Schrecken nicht lange ausbleiben könnte. So erging es dem Vater mit seinem Bienenstock, der buckelbrütig wurde, und daher hat er von dort an so eifrig darauf gehalten, daß im Hause wie im Staate nicht mehr verzehrt als erworben, nicht mehr ausgegeben als eingenommen werde.

David Friedrich Strauß.

Der Schmetterling

Ich spanne meine Flügel weit,
Ein Sommertag schuf sie im Traume,
Und milder Nächte Selegkeit
Wob ihnen dunklen Samt am Saume.

Zum Lichte trag' ich so mein Herz,
Die Seele voll davon zu trinken,
Und wende wieder erdenwärts,
In dunkle Rosen zu versinken.

Walter Dietiker.

An Zinses Statt

Erzählung von Betty Knobel.

Wo und wann war es, daß ich der jungen Frau, die mich im Berghotel willkommen hieß, schon einmal begegnete? Dieses Gesicht — nur, daß es damals gebräunter war, aus heiteren Augen hell überschimmert und vom Spiele eines lieblichen Lächelns durchsonnt — hatte ich früher gesehen.

In einer Dorfschulstube war's, an einem Winterabend! Junge Leute hatten mich eingeladen, daß ich ihnen vorlesen sollte. Unter ihnen saß sie, die mich soeben begrüßt hatte. Das Licht fiel ihr ins kupfrige Haar, und wenn ich einmal aufblickte, zwang sich immer wieder von neuem das Bild dieses anmutigen jungen Mädchens in meinen Blick. Es wäre ganz unmöglich gewesen, daß ich es jemals hätte vergessen können.

Nun schaue ich wieder in diese Augen und diesmal — lese ich Angst darin. Die Stimme, die traurig und müde tönt, scheint einem Menschen, der weit die Tage der Jugend zurückge-

lassen, anzugehören. Und wie kurz ist das Leben! Als wäre es vor sich selber dauernd auf der Hut.

Holzgetäfert ist das Zimmer, in dem ich wohnen werde. Das Fenster ist tief ins Mauerwerk geführt und gibt den Blick auf blumige Wiesen frei, hin zur sanft ansteigenden Höhe des Passes. Ein Quellbach rauscht, und von irgendwoher trägt ein Wind mir den herben Geruch von blühenden Nelken zu. Schön ist es, hier zu sein!

Die Felsenwohnungen bei Krauchtal
Ansicht der größeren Wohnstätte. – Vorn die Wohnung, hinten Stall und Heubühne.
Phot. W. Eschler

Welch ein wandelndes Ungetüm ist in seiner übermäßigen leiblichen Fülle der Hotelier, der zugleich den Beruf eines Holzhändlers ausübt! Wenn seine Stimme auch laut tönt, so hat sie doch etwas Gepreßtes und Heiseres an sich. Wehe nun dem, der Peter Florins Befehlen nicht nachkommt! Was es dann absetzen kann, davon vermöchten seine Untergebenen, seine Frau, die Kinder, die Bewohner des Dorfes, die abhängig sind von seiner Gnade oder Ungnade, eine ganze Menge zu erzählen. Mit den Gästen ist er von jener händereibenden Freundlichkeit, die man nicht ausstehen kann, weil die immer ein wenig zugekniffenen Augen jeweilen eine ganz andere Sprache reden als die Hände. Ich habe den Mann auch gesehen, wie er schnell im Vorübergehen eines der Küchenmädchen um die Hüfte faßte und die Widerstrebende zu küssen versuchte. Das Mädchen wies seinen Patron empört zurecht. Er aber sprach eine Drohung aus, die dem Mädchen das Blut ins Gesicht jagte und es gleich darauf erbleichen ließ. Stumm und entsetzt blickte es ihm nach, als er davonging, wiegenden Schrittes.

Die Kinder — ein schmalgesichtiger dunkelhaariger Jöri und eine rundliche kleine Emerita mit hellbraunen Zöpflein — sind lieb. Vom Vater werden sie mit Zärtlichkeiten überschüttet. Er bringt ihnen ganze Mengen bunten Spielkrams mit nach Hause, Früchte, wie niemand sonst im Tal sich solche leisten kann, Schleckzeug aller Art. Wenn seine Laune umschlägt oder wenn er dem Wein gehörig zugesprochen hat, besinnt er sich plötzlich auf Strenge. Dann werden die Kinder vor aller Welt bestraft. Die Mutter, die daneben steht, sagt nicht ein Wort. Es hämmert ihr das Blut unter der weißen Haut der Stirne, und ihre Augen sind dunkle, brennende Feuer.

„Etwas, das ich nie werde verstehen können, nein, beim Eid nicht!" redete Florin mich einmal, als ich hoch oben auf der Alp aus den Händen des Senns eine Schale voll köstlicher Milch in Empfang nahm, an, „sind Frauenzimmer, die mutterseelenallein in den Bergen herumwandern!" Niemand hatte ihn, der plötzlich dastand, kommen hören. „Ja, sicher, es ist mir ernst", sprach er auf den alten Sennen ein, „was sagst du dazu, Sepp, he?" — „Die Frau kommt mit mir. Sie will hinauf auf den Grat. Es kann ihr ja nichts passieren. Oder?" — Florin lachte sein ungutes Lachen, das aus der Überfülle sei-

ner Wangen und aus den Falten seines zwiefachen Kinns sozusagen herauskollerte. Die Augen waren an diesem Lachen nicht mitbeteiligt. Es saß in ihnen, mühsam gebändigt nur, das Lauernde, das Unruhvolle und Gierige.

Als Florin für einige Tage verreisen mußte, war ich viel mit Frau Menga zusammen. Sie konnte den Betrieb der tüchtigen Magd Lisi überlassen und begleitete mich bis hinauf zur höchsten Höhe des Passes, von wo man hinunterschauen konnte in ein Tal des Südens. Ferne in Dunst und Duft, wo der Horizont unendlich weit geworden war, vermochte man einen See zu ahnen und Gärten voller Blumen. Wir aber saßen in der Nähe der ewigen Gletscher, tief eingehüllt in Stille und Einsamkeit, und die Frau des Hoteliers und Holzhändlers begann mir zu erzählen.

Immer war es dasselbe Lied, das durch die Tage ihrer Kindheit sang: Das Sirren und Quitschen der Sägen, der „Ho-Ho-Ruck"-Ruf der Holzer, wenn sie Baumstämme abluden, Getrampel von Pferdehufen und Peitschenknallen. Menga wurde den nicht mehr jungen Eltern geboren, als vier Buben schon beinahe der Schule entwachsen waren. Sie war erst vier Jahre alt, als die Mutter starb. Von den Buben, als sie erwachsen waren, wollte keiner mit der Säge zu tun haben. Sie wurden Knechte und Arbeiter und verdienten sich ihr Leben anderswo. Älter geworden und nicht mehr rüstig genug, mühte der Vater sich verdrossen mit dem schlecht eingerichteten Betriebe ab. Es kamen die Jahre wirtschaftlicher Not. Der Verdienst war gering, oft blieb er gänzlich aus, und in einer furchterregenden Weise vergrößerte sich die Summe bestehender Schulden und verfallender Zinsen. Menga war eben konfirmiert worden. Ach, wie wäre ihr doch eher ums Singen und Fröhlichsein als ums Trauern und Jammern gewesen! Ein Jahr ging hin, ein zweites, ein drittes. Die bittere Armut war in der Säge daheim, und es gab Tage, da Menga traurig erwachte und weinend schlafen ging. Mädchen ihres Alters trugen sich schon mit Heiratsabsichten. Sie aber — arm wie sie war — würde wohl ledig bleiben müssen.

Am tiefsten stand Mengas Vater bei Peter Florin, dem Holzhändler, dem reichsten Mann im ganzen Tale, in der Schuld. Immer wieder stand Florin in der niedern Stube, mahnend und drängend. Scheltend ging er weg. Zahlungsbefehle kamen ins Haus. Als Florin wieder einmal erschien, um Geld einzuziehen, sah er Menga. Das Mädchen — jung, von einer auffallend lieblichen Anmut, demütig und gefügig, wie es den Anschein hatte — gefiel ihm sehr. Noch im Fortgehen faßte er einen Entschluß. Er mußte mit dem Alten reden. Er sollte ihm das Mädchen zur Frau geben.

Ach, nun kam eine Zeit der schwersten inneren Kämpfe, der unaufhörlichen Angst und tiefen Ratlosigkeit!

Aus dem Unterland schrieben die Brüder heim: „Wie? Die Säge soll versteigert werden? Und das Haus auch? Was ist denn los? Läßt sich's nicht vermeiden?" Zu helfen waren sie allerdings nicht imstande, und bitter beklagte der gebrochene Vater sich, daß sie ihn im Stiche gelassen hätten, alle vier.

„Mengali, nur du kannst etwas machen! Gewiß Gott, nur du! Du mußt es tun! Es ist, meine ich, deine Pflicht!" Tag für Tag bittet der Vater seine Tochter. Vetter und Basen reden unaufhörlich auf das Mädchen ein. Zwischenhinein tritt immer wieder einmal Florin in die Stube, der ein aufmerksamer Verehrer geworden ist. Einmal schenkt er Menga ein prachtvolles Kleid von der Farbe alten Veltlinerweins, ein anderes Mal ist's eine Halskette von Granaten. Eines Tages hält vor dem Hause ein Schlitten, der ausgelegt ist mit Pelzen, und dem sauber gebürsteten Fuchs ward ein weißer Federbusch in den Zaum gesteckt. Menga soll sich bereit machen. Sie soll mit Peter in die Stadt fahren. Ach, nun würde sie Geld haben! Die Zeit der schweren Armut würde vorüber sein! Dem Vater würde die Säge verbleiben, das alte, verfallende Haus, aber doch — sein Dach über dem Kopf! Und es würde nun nicht der wohl größte Makel, den es für den Begriff der Talbewohner geben kann, auf ihn fallen, der des „Verlumptseins".

„Erst nach und nach", sagte Frau Menga, als sie im Verlaufe ihrer Erzählung wieder einmal längere Zeit geschwiegen hatte, „begriff ich, um was es eigentlich ging. Nicht nur schuldete mein Vater Florin seit mehr als drei Jahren den Zins

für die Hypotheken, die auf Betrieb und Häuschen lasteten, sondern es hätte auch noch Kapital zurückbezahlt werden müssen, das sehr hoch verzinst wurde, zu sechs Prozent, glaube ich. — Ach, wenn ich doch nur eine Ahnung gehabt hätte, daß wir lange vorher schon von seinem Gelde lebten! Aber — nie hat der Vater mir etwas davon gesagt. So also waren wir festgefahren auf diesem Boden schwerster Not. Was blieb mir zu tun? — Einer war da, ja, der mich beschwor, doch nein zu sagen zu dieser Sache, nicht Peter Florins Frau, den ich ja nicht liebte, zu werden, nicht an Zinses Statt mich aushändigen zu lassen diesem Mann! Es könne kein Mensch mich dazu zwingen, es habe niemand, auch mein Vater nicht, das Recht dazu."

Wieder war es stille zwischen uns, und schweigend gingen wir dem Tale zu.

Eines Abends in der heimeligen Wohnstube der Frau Menga, hat die Unglückliche wieder gesprochen, aus langem Stillesein heraus. Es war an einem kühl verregneten Abend. Man hatte heizen müssen, und traulich war es im Raum. Laut tickte eine Uhr. Eine Katze schnurrte. Das Licht fiel in Mengas herrliches Haar. Sie hob ihr kummervolles Gesicht. „So ist es", sagte sie mit müder Stimme, „an Zinses Statt hat mein Vater mich diesem Mann gegeben. — —

Immer bin ich vor der Frage, wie ich seine Frau geworden, auf der Flucht. Und — nicht wahr — ich gebe es zu, es wollte auch Liebe sprießen, Liebe zu einem andern Mann. Aber das darf nicht sein! Niemals darf das sein!"

Wieder stand das Schweigen da, groß und schwer. Fast schmerzlich laut lärmte die Uhr im hölzernen Gehäuse.

„Ich bin auch nicht etwa die einzige, die . . ."

Das Telephon schrillte. Frau Menga ging hinaus, um zu antworten.

„Er hat angerufen. Er ist total betrunken. Er brüllt am Telephon. Er droht. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Wenn er heimkommt, bin ich — vielleicht nicht mehr da."

„So dürfen Sie nun doch nicht reden . . ."

„Oh, Sie verstehen nicht!" sagte die Frau, und ich meinte, ich müßte spüren, wie der Blick ihrer Augen mir ins Innerste brannte, dieser von vielem erlittenem Weh zerwühlten Augen.

„Was wollten Sie vorhin sagen . . ., Sie sind nicht die Einzige, die . . .?"

„Ach, ja! Ich habe gesehen, seit ich im Hotel mit all den vielen Gästen, die kommen, zu tun habe, daß Hunderte von Frauen — ihren Männern gegeben werden — an Zinses Statt. Ohne Liebe. Es muß ja nicht immer ein Unglück daraus wachsen, sicher nicht. Dann nicht, wenn es gute und taktvolle Menschen sind, die also leicht den Preis bekommen."

*

Meine Ferien im kleinen Bergdorf waren zu Ende, und Frau Menga geleitete mich ein gutes Stück hinaus ins Tal, das in einer reifen, sommerlichen Schönheit prangte. Ach, es war das Innere der Frau eine einzige wehe Wunde, und lautlos rannen ihr die Tränen über die Wangen!

Wir nahmen Abschied voneinander, und als ich weiterging und die arme, geprüfte Frau wohl schon längst wieder im Hause ihres Mannes zum Rechten sah, da wanderte ihr schweres Schicksal mit mir, und ich dachte unausgesetzt darüber nach, was getan werden müßte, um dieses verschüttete Frauenleben zum Wohle ihrer aufwachsenden Kinder zu befreien, damit es sich entfalten dürfe ganz und gar.

Roseg

Eine Erzählung aus dem Engadin.

Es war vor vielen Jahren, als der Roseggletscher ein noch mächtiger Eisstrom war, der ununterbrochen hobelte, schliff und rundete. Mächtige Moränen bildeten seine Ränder. In unzähligen Spalten und Rinnen gurgelten die Gletscherbäche, die triumphierend dem Eis, dem Sand und dem losen Gestein entrannen, um vereinigt als wildrauschender Fluß den Weg durch das Tal zu nehmen. Die Wellen plätscherten durch das Niederholz, schlugen sich an mächtigen Fels-